

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

### Achtzehntes Kapitel.

Um die erste Morgenstunde des folgenden Tages hielt der wohlbekannte einspännige Weischlitten, der bei Ankunft der Schnellzüge auf dem Harnsdorfer Bahnhof etwaiger Fahrgäste zu harren pflegte, vor dem Klein-Eilbacher Herrenhause.

Er war nicht auf dem kürzesten Wege von Harnsdorf hierher gekommen, sondern der Passagier, ein gut gekleideter, hochgewachsener Herr von ungefähr vierzig Jahren, hatte sich zunächst nach Reinswaldbau fahren und in einem dortigen Wirtshause ausspannen lassen, weil er, wie er dem Kutscher sagte, voraussichtlich längere Zeit in dem Fabrikdörfle zu tun habe. Er hatte nach dem Wege zur Villa Rasnussen gefragt, und der Kutscher hielt ihn für den Reisenden einer Champagnerfirma, weil er schon öfter Herren von dem Aussehen ehemaliger Offiziere gefahren hatte, die sich hinterher als Weinreisende entpuppt hatten. Daß er jetzt den Auftrag erhielt, nach Reinswaldbau zurückzufahren und im Wirtshause auf den Passagier zu warten, machte ihn freilich ein wenig an dieser Einschätzung irre; aber am Ende hatte er ja keine Veranlassung, sich weiter den Kopf darüber zu zerbrechen, nachdem ihm der bedungene Fahrpreis vorausgezahlt worden war.

„Ist Herr v. Bardeleben zu sprechen?“ wandte sich der Ankömmling höflich, aber in einem Ton, der nicht eigentlich der joviale Umgangston eines Champagnerreisenden war, an den Diener, der ihm in der Halle entgegengetreten war.

„Ich bedaure sehr. Der Herr Baron ist nach dem Vorwerk Schmittsdorf hinübergefahren.“

„Er ist also doch hier? Wann erwarten Sie ihn zurück?“

„Das ist unbestimmt. Aber ich werde mich erkundigen, ob vielleicht dem gnädigen Fräulein etwas darüber bekannt ist.“

„Das gnädige Fräulein — wer ist das?“

„Die Baronesse v. Ostrowski, eine nahe Verwandte des Herrn Barons.“

„So melden Sie mich bei dem gnädigen Fräulein. Hier ist meine Karte.“

„Ich bitte, sich einen Augenblick zu gedulden.“

Der Diener begab sich in das Wohnzimmer, wo er Jadwiga riefte, aber er unterließ natürlich nicht, unterwegs einen Blick auf die ihm überreichte Karte zu werfen.

„Bergmann, Kriminalkommissar, Breslau“, war darauf zu lesen, und nun wurde es dem jungen Menschen mit einem Male verständlich, weshalb der Fremde bei seinen

Fragen von so beamtenmäßiger Bestimmtheit und Kürze gewesen war.

Jadwiga, die sich die Langweile des Alleinseins mit einem Buche zu vertreiben suchte, machte ein sehr erstauntes Gesicht, aber sie gab ohne weiteres Auftrag, den Herrn in den Empfangsalon zu führen. Dort ließ sie ihn dann allerdings volle zehn Minuten warten, ehe sie sich entschloß, hinüberzugehen, und ihre Miene war sehr hochmütig, als sie den prunkhaften Repräsentationsraum betrat. „Sie wünschten mich zu sprechen, mein Herr?“ fragte sie kurz.

Der Kommissar hatte sich höflich verbeugt, und sein Benehmen war jetzt ganz das eines wohlherzogenen Mannes der guten Gesellschaft. „Ich würde mir nicht erlauben haben, das gnädige Fräulein zu stören, wenn man mir nicht gesagt hätte, daß Herr v. Bardeleben zurzeit abwesend sei.“

„Das ist richtig. Mein Vetter ist auf einem ziemlich abgelegenen Vorwerk, und ich weiß nicht, wann er von da zurückkehren wird.“

„Es gibt auch keine Möglichkeit, den Herrn Baron von meinem Diessein zu verständigen.“

„Das Schloß ist mit dem Vorwerk telephonisch verbunden. Aber ehe ich meinem Vetter zumuten könnte, seine Geschäfte zu unterbrechen, müßte ich doch wohl erst wissen, in welcher Angelegenheit —“

„Es handelt sich um einige Feststellungen, die zu bewirken ich von meiner vorgesetzten Behörde beauftragt worden bin. Eine Befragung des Herrn v. Bardeleben ist zu diesem Zweck unerlässlich.“

„Können Sie mir nicht sagen, auf was diese Feststellungen Bezug haben sollen?“

„Ich muß allerdings bedauern, gnädiges Fräulein, mich darüber vorläufig nicht äußern zu dürfen.“

Jadwigas Gesicht wurde noch hochmütiger. „Nun, das hat für mich ja auch weiter kein Interesse. Ich werde versuchen, mich mit meinem Vetter in Verbindung zu setzen, und werde ihm, wenn er erreichbar ist, Ihren Wunsch mitteilen. Daß er sich veranlaßt sehen wird, sofort hierher zu kommen, kann ich Ihnen freilich nicht versprechen.“

Der Kommissar verbeugte sich wieder. „Ich bin Ihnen für gütige Bemühung sehr verbunden. Aber ich hätte noch eine Frage. Seit wann befinden sich gnädiges Fräulein hier im Schlosse?“

„Ich? Seit ungefähr zwei Monaten.“

„Sie waren also schon hier, als Frau v. Bardeleben starb?“

„Nein. Ich kam erst zu ihrer Beisetzung. Aber wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, mein Herr, ob Sie vielleicht den Auftrag haben, auch mich einem Verhör zu unterwerfen?“

„Durchaus nicht. Ich brauche nach dieser Auskunft dem gnädigen Fräulein auch nicht mit weiteren Fragen lästig zu fallen, wenn Ihnen solche, wie es den Anschein hat, unangenehm sind.“

„Unangenehm? — Nein. Sie sind mir ziemlich gleichgültig. Ich bin nur eben keine Freundin von polizeilichen —“

„Es tut mir aufrichtig leid, nach dieser Richtung hin an meine Dienstverpflichtung gebunden zu sein. Gnädiges Fräulein haben übrigens keine Veranlassung, darin etwas wie persönliches Mißtrauen zu sehen.“

„Nun, so fragen Sie meinetwegen, was Sie von mir zu erfahren wünschen.“

„Es ist nur sehr wenig. Im Dienst des Herrn v. Bardeleben befand sich bis vor kurzem ein Zimmermädchen namens Fanni Hasselbauer. War Ihnen dies Mädchen bekannt?“

„Gewiß! Es geschah auf meine Veranlassung, daß sie aus dem Dienst entlassen wurde. Liegt etwas gegen sie vor?“

„Das möchte ich nicht gesagt haben. Aber es würde mir trotzdem von einigem Wert sein, Ihr Urteil über den Charakter des Mädchens zu vernehmen.“

„Sie war eine feste und vorwichtige Person, deren anmaßendes Auftreten zuletzt einfach unerträglich wurde. Sonst weiß ich nichts über sie zu sagen, denn Sie begreifen, daß ich nicht gewöhnt bin, den Charakter meiner Domestiken zum Gegenstand eines besonderen Studiums zu machen.“

Wieder eine Verbeugung. „Eine ausgeprägte Verlogenheit des Mädchens ist Ihnen also nicht aufgefallen?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Dann gibt es hier im Schlosse noch einen anderen weiblichen Diensthofen, der einiges Interesse für mich hat, eine Kinderfrau oder ein Kindermädchen namens Josepha Guradze. Gnädiges Fräulein kennen wohl auch diese?“

„Selbstverständlich. Schon seit meiner Kindheit sogar. Sie gehört gewissermaßen zum Inventar des Hauses. Aber was wollen Sie denn von der?“

„Ich würde um die Gewährung einer Möglichkeit bitten, einige Fragen unter vier Augen an sie zu richten.“

„Das kann sofort geschehen. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß sie sehr einfältig —“

Der Kommissar lächelte. „Mein Dienst hat mich hinlänglich an den Verkehr mit solchen Personen gewöhnt, gnädiges Fräulein. Diese Josepha hat natürlich eine große Anhänglichkeit an ihre Herrschaft?“

„Ich vermute es.“

„Wenn ich also bitten dürfte, mir die erwähnte Möglichkeit zu gewähren.“

Jadwiga drückte auf den Knopf der Leitung. „Rufen Sie Josepha hierher!“ befahl sie dem eintretenden Diener. Dann wandte sie sich an den Kommissar. „Ich werde jetzt meinem Vetter telephonieren und werde Ihnen hierher Bescheid geben lassen, ob Sie ihn erwarten dürfen. Guten Morgen!“

Damit rauschte sie in ihrem lang nachschleppenden, dunklen Hauskleide hinaus, den Kommissar in der Gewißheit zurücklassend, daß er sich durch sein Verhalten ihre vollste Ungnade zugezogen habe.

Das aber focht den Beamten ersichtlich wenig an. Er musterte mit Interesse seine luxuriöse Umgebung, bis eine der hohen Zügelstämme geöffnet wurde und die knochige Gestalt der alten Josepha sichtbar wurde.

Sie betrachtete den Kommissar mit dem stechenden, mißtrauischen Blick, den sie für alles Fremde hatte, und indem sie hart neben dem Eingang stehen blieb, sagte sie mürrisch: „Ich bin hierher geschickt worden. Was wollen Sie von mir?“

„Ich möchte Sie einiges fragen. Aber treten Sie doch, bitte, näher. Sie brauchen sich nicht zu fürchten.“

„Fürchten? Hier im Schlosse? Ja, wer sind Sie denn, daß ich mich vor Ihnen fürchten soll?“

„Ich bin der Kriminalkommissar Bergmann aus Breslau, ein Polizeibeamter, wenn Ihnen das verständlicher ist. Und Sie sind verpflichtet, mir jede verlangte Auskunft zu geben.“

„So? Bin ich das? Da müßt' ich mich doch erst anderswo befragen. Ich habe nichts verbrochen, und darum wüß' ich auch nicht, was ich mit der Polizei zu schaffen hätte.“

„Es behauptet ja auch niemand, daß Sie selbst etwas verbrochen hätten. Wenn Sie sich aber weigern, meine Fragen zu beantworten, müssen Sie wahrscheinlich nach Waldenburg auf das Polizeiamt oder das Gericht. Ich denke, da ist es für Sie doch bequemer, mir hier Auskunft zu geben.“

Ein Gang aufs Gericht war für Josephas Vorstellung immer der schrecklichste aller Schrecken gewesen, und der

Troß, mit dem sie sich auf dem Wege hierher gewappnet hatte, war durch diese Drohung schon halb gebrochen.

„Was soll ich also sagen? Was hat die Polizei überhaupt auf Klein-Elbach zu suchen?“

„Darüber brauchen Sie sich nicht weiter den Kopf zu zerbrechen. — Und nun kommen Sie näher, liebe Frau, und setzen Sie sich. Wenn Sie sich verständig zeigen, werden wir rasch fertig sein.“

„Ich bin keine Frau, Herr. Mein Bräutigam ist vor der Hochzeit gestorben. Und ich bleibe schon stehen. Ein Diensthofe gehört nicht auf die Herrschaftstafel im Salon.“

„Wie Sie wollen. Sie sind also Fräulein Josepha Guradze und stehen im Dienst des Herrn v. Bardeleben? Schon sehr lange, nicht wahr?“

„Ich bin auf Klein-Elbach geboren und schon seit meinem fünfzehnten Jahre auf dem Schlosse.“

„Da ist es begreiflich, daß Sie Ihrer Herrschaft sehr wohlgestimmt sind. Aber diese Anhänglichkeit darf Sie nicht abhalten, die reine Wahrheit zu sagen, auch wenn sie für jemand hier im Hause nachteilig sein könnte. Da Sie im persönlichen Dienst der Herrschaften tätig waren, müssen Sie natürlich bemerkt haben, ob das eheliche Leben des Herrn v. Bardeleben ein glückliches oder ein unglückliches gewesen ist.“

„Darum hab' ich mich nicht gekümmert. Das ging mich nichts an.“

„Na, Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß Sie nichts darüber wüßten. Daß unter der Dienerschaft über dergleichen gesprochen wird, ist doch ganz selbstverständlich. Sogar draußen in Reinswaldbau wissen die Leute davon zu erzählen.“

„Dann können Sie ja die Leute in Reinswaldbau ausfragen. Ich weiß, was sich für einen Diensthofen gehört, und ich red' nicht über Sachen, die mich nichts angehen.“

„Lassen wir das also auf sich beruhen. Die Baronin Bardeleben ist nun vor ungefähr zwei Monaten plötzlich gestorben, und in ihrer Todesstunde ist niemand bei ihr gewesen als Sie und das Zimmermädchen Fanni Hasselbauer. Das geben Sie doch zu?“

„Freilich!“

„Und da seitdem erst wenige Wochen vergangen sind, erinnern Sie sich natürlich auch noch genau an alle Vorgänge der fraglichen Nacht. Erzählen Sie mir, bitte, ausführlich, was Sie damals erlebt und gesehen haben.“

„Das kann der Herr Baron besser als ich. Ohne seine Erlaubnis werde ich nichts sagen.“

„Der Herr Baron hat Ihnen da nichts zu erlauben oder zu verbieten. Es ist die staatliche Obrigkeit, die in meiner Person Auskunft von Ihnen fordert. So viel Weltkenntnis werden Sie doch wohl haben, um sich darüber klar zu sein, was das bedeutet.“

Irgendeine Stelle der Schrift, darin vom Gehorsam gegen die Obrigkeit die Rede ist, ging der frommen Josepha durch den Sinn, und sie wurde wieder kleinlaut. „Wenn Sie die Obrigkeit sind, Herr, dann muß ich freilich wohl reden. Also wie der Herr Baron die gnädige Frau auf das Bett gelegt hatte —“

„Halt! Wir wollen lieber mit dem Anfang beginnen. Wann haben Sie Frau v. Bardeleben vor ihrer Erkrankung zum letzten Male gesehen?“

„Am Abend desselben Tages.“

„Haben Sie da irgendwelche Zeichen eines Unwohlseins an der Dame bemerkt?“

„Sie war wie immer. Es ist ja auch einer von ihrem Anfällen gewesen, woran sie starb. Und die kamen immer ganz plötzlich.“

„Herr v. Bardeleben war erst am nämlichen Abend nach einer längeren Abwesenheit wieder auf Klein-Elbach eingetroffen?“

„Ja. Er kam zusammen mit dem Fräulein Dthmar, was die neue Erzieherin war von unserer leinen Baroness.“

„Kam es an diesem Abend zu Mißhelligkeiten zwischen dem Bardelebenschon Ehepaar?“

„Wie soll ich das wissen? Glauben Sie denn, daß sie sich vor den Diensthofen gezant hätten?“

„Man will bemerkt haben, daß der Baron unmutig und aufgereggt war. Es gab damals hier auf dem Gute einen Bolontär, einen Herrn v. Reibitz, und unter den Leuten soll ein Gerübe gegangen sein, daß sein Verkehr mit Frau v. Bardeleben ein sehr freundschaftlicher gewesen sei. Halten Sie es nicht für möglich, daß auch dem Baron

davon etwas zu Ohren gekommen war, und daß sich daraus seine Stimmung an jenem Abend erklärt?"

„Das ist dummes Geschwätz! Der Herr von Reibnitz war ein aufgeblasener Affe, und solange ich auf Klein-Albach bin, ist hier noch nichts Unrechtes vorgekommen von dieser Art.“

Sie war unverkennbar voll der tiefsten Empörung und sie sah den Kommissar an, als ob sie ihn mit ihren stehenden Augen durchbohren wollte.

Mit einem Nicken gab er das Thema auf und sagte beschwichtigend: „Nun ja, ich will Ihnen gerne glauben, daß Sie nichts davon bemerkt haben. Es war Ihnen also an dem fraglichen Abend überhaupt nichts Besonderes aufgefallen. Was geschah nun aber in der Nacht?“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Entwicklung der österreichischen Armee.

Von J. E. Lustig.

An der Ausgestaltung der österreichisch-ungarischen Armee hat die Geschichte mit eherner Hand gearbeitet. Die Schicksale der alten Donaumonarchie brüden sich in den Veränderungen klar aus, denen das Heer der habsburgischen Lande seit vielen Jahrhunderten unterworfen gewesen ist. Und mehr noch vielleicht als bei unserem eigenen Heer nehmen in dem Oesterreich-Ungarn diese Verschiebungen des Gefüges sichtbare Formen an, weil das Völkergemenge, das in dieser Armee sich zu einer starken Einheit verbindet, auch äußerlich schon in ihr zum Ausdruck kommt.

Die historische Patina, die auf der Gestalt der österreichischen Armee ruht, zeigt sich allein schon in dem Namen jener großen Soldaten, die aus vergangenen Zeiten heute noch als Vorbildlich für soldatisches Wesen und militärischen Ruhm, als Typen, in unsere Tage hineinragen. In der österreichischen Armee dienten z. B. als Feldmarschälle Johann Graf Tilly von 1607—1632, Wallenstein von 1625—1634. Die Mitte der alten österreichischen Feldmarschälle weist unter vielen anderen Namen auf: den Grafen Gottfried Heinrich von Papenheim, den Grafen Johann Adringen, ferner den Grafen Rudolf von Colleredo, den Reichsfürsten Ottavio Piccolomini, alles Gestalten, die aus dem dreißigjährigen Kriege uns wohlbekannt sind und zu denen sich der Freiherr Christian Now — Schillers Illo — gesellt. Aus späteren Zeiten begegnet man im Geiste dieser interessanten historischen Spuren dem Herzog Karl von Lothringen und dem Grafen Ernst Rüdiger von Starbemberg, den Helden der Türkenkriege, dem Grafen Carassa, und vor allem dem Prinzen Eugen von Savoyen. Alle diese Marschälle haben an der Spitze von Armeen und sonstigen stehenden Formationen in österreichischen Diensten gekämpft, und die nächste große geschichtliche Epoche heßt dann den Grafen Daun und den Feldmarschall Laudon empor, die Heerführer aus dem siebenjährigen Kriege. Auch sonst noch tauchen da bemerkenswerte Gestalten mit Namen von gutem Klang und hohem Ansehen auf, darunter auch einige Grafen von Hohenzollern, Herzöge von Württemberg, ein Infant von Portugal usw., und die große Reihe von Soldaten aus dem Oesterreichischen, zumal böhmischen Uraebel: Die Lobkowitz, die Fürsten von Schwarzenberg, die Grafen Kinsky, die Grafen Kolowrat und endlich Radezky, der Sieger auf den lombardischen Gefilden.

Das älteste Regiment der österreichisch-ungarischen Armee ist das heutige Dragoner-Regiment Graf Montecuccoli Nr. 8. Es ist jetzt ein polnisches Regiment, aber ursprünglich aus italienischen Mannschaften errichtet worden. Im Jahre 1618 wurden für den Großherzog Cosmus II. von Medici einige „Florentinische Kompagnien“ angeworben, und diese sind ein Jahr später, auf 200 Kürassiere und 300 Arkebustiere ergänzt, in kaiserliche Dienste übernommen worden. Diese Abteilung stand unter dem Befehle des Grafen Heinrich Duval von Dampierre, Obrist-Wachtmeisters zu Feld über alles Kriegsvolk zu Koh; sie war es, die im Jahre 1619 dem Kaiser Ferdinand II. aus schwerster Not befreite, als er in der Wiener Hofburg von den protestantischen Städten hart bedrängt worden war. Der Gründungstag des Regiments ist auf den 5. Juni 1619 festgelegt worden, eben auf den Tag, an dem dieser Einmarsch in die Hofburg erfolgte. Das älteste Infanterieregiment ist das Regiment Johann Georg Prinz von Sachsen Nr. 11, ein böhmisches Regiment, das im Jahre 1629 formiert wurde aus 5 Kompagnien von dem im Jahre 1621 errichteten Regimente zu Fuß „Albrecht von Waldstein (Wallenstein) Herzog von Mecklenburg, Friedland und Sagan.“ Sein erster Oberst war ein Graf Hardegg. Ein Jahr später wurde das Regiment vergrößert und seit dem Jahre 1853 waren und sind stets Mitglieder des Sächsischen Königshauses Inhaber dieses Truppenteils. Die Husaren-Regimenter der österreichischen Armee sind überhaupt die ersten dieser Gattung der Reiterei. Die Bezeichnung „Husar“ stammt aus dem ungarischen „hús“, das heißt „zwanzig“. Bei einer Werbung im Jahre 1688, die in Ungarn für das Heer durchgeführt wurde, hatte man jeden zwanzigsten Mann für eine Reitertruppe bereitgestellt, und diese Leute nannte man in ungarischer Sprache die „Zwanziger“ (Husaren). Dies älteste Husaren-Regi-

ment, heute Husaren-Regiment Nadasdy Nr. 9, ist im Jahre 1688 errichtet worden; sein erster Oberst war ein ungarischer Graf von Eszobor.

Ein interessantes Stück Heeresgeschichte brüdet sich in der Vergangenheit der früheren Militärgrenstruppenkörper aus. Diese Grenzregimenter wurden zum Schutz gegen die fortwährenden Einfälle der Türken um die Mitte des 18. Jahrhunderts an der untern Save und Donau errichtet. Sie waren nach dem Militärsystem gefügt und hielten immer nur einen Teil ihrer Mannschaften unter den Waffen, während die überwiegende Zahl der Wehrpflichtigen ihrem Berufe nachgehen konnte. Die militärischen Vorgesetzten der Bevölkerung regelten den ganzen Verlauf des beruflichen Lebens, und sogar die landwirtschaftlichen Arbeiten wurden in jedem Kompagniebezirk durch Befehl des Hauptmanns angeordnet und überwacht. Diese Art von Verwaltung war aber nur möglich in einem Lande und bei einem Volke, das sich auf die sogenannte „Hauskommunion“ gründete. Der älteste der Familie war ihr Leiter und Lenker. Die ganze Natural- und Geldwirtschaft seiner Familie wurde von ihm allein und ohne jede Kontrolle selbstständig geleitet, und dieses patriarchalische System hat der österreichischen Armee in den Zeitraum von ungefähr 1750—1866 das wertvollste Soldatenmaterial zugeführt. Die besten Generale, die Oesterreich besaßen, bis hinunter zum Feldzeugmeister Philippowitsch, dem Erboberer Bosniens und der Herzegovina, stammen aus der Militärgrenze, und was die Nachkommen dieser Soldaten heute noch für die österreichisch-ungarische Armee bedeuten, das zeigt die geradezu beispiellose Tapferkeit, mit der vor einigen Tagen das Waraschiner Infanterie-Regiment Nr. 16 in den Kämpfen gegen die Serben sich geschlagen hat. Dieses kroatische Regiment stammt aus der Gegend der früheren Militärgrenze. Dort lebt heute noch der alte kriegerische Geist und herrscht heute noch die militärische Disziplin, die die Grenztruppen einst zu einem gefürchteten Machtfaktor des habsburgischen Kaiserstaates gestaltet hatte. An der Spitze dieser Grenzregimenter haben stets hervorragende Soldaten gestanden. Außerlich boten die Regimenter allerdings kein Bild der absoluten Straffheit, aber ihr Kern war durchaus tüchtig und gesund. Ein eigentümliches Korps besaß die Militärgrenze in den sogenannten „Tschaklien-Kompagnien“. Das merkwürdige Wort bedeutet so viel wie Pionier-Kompagnien. Denn „Tschak“ ist die dialektische Umformung des türkischen Wortes „Kail“, das heißt „Kahn“. Diese kleine Kahnflottille besorgte den Verkehr auf der Donau und auf der Save und konnte Brücken über die Flußläufe schlagen. Mit der Einführung der modernen technischen Verkehrsmittel ist diese Truppe aus dem Gefüge der Armee verschwunden.

Großen Veränderungen war die Jägertruppe der österreichischen Armee unterworfen. Im Jahre 1818 wurden die ersten 12 Jägerbataillone errichtet, das Tiroler Jägerregiment, die nachmaligen „Kaiserjäger“, stammt aus dem Jahre 1816. Im Revolutionsjahre 1848 ist ein Jägerbataillon aus den siebenbürgischen-sächsischen Deutschen formiert worden, und das berühmte Wiener Freiwilligen-Bataillon ging nach dem Jahre 1848 in ein Jägerbataillon über. Der Rest der jetzt vorhandenen Jägertruppe stammt aus späterer Zeit. Verschwunden sind aus der österreichischen Armee die Kürassiere, die sogenannten leichten Dragoner und die Jäger zu Pferde. Aus den Kürassieren und leichten Dragonern entstanden die Dragonerregimenter schlechweg, die Jäger zu Pferd wurden aufgelöst. Eine Weile gab es auch Chevauxlegers, dann ein Bänderial-Husarenregiment. Die Artillerie wurde früher Bombardierkorps genannt. Im Jahre 1851 kam der Name Raketenkorps auf, und erst das Jahr 1854 findet Feldartillerieregimenter und ein Küstenartillerieregiment. Auch die Festungs-Artilleriebataillone treten jetzt hinzu. Die Gliederung in Feld- und Gebirgsartillerie geschah erst im Jahre 1908, wenn auch schon vorher, seit der Okkupation von Bosnien und der Herzegovina, Gebirgsartillerie-Formationen tatsächlich vorhanden waren. Eine Weile gab es in der Armee eine sogenannte „Genietruppe“, Abteilungen, die für die Durchführung von Befestigungsarbeiten vorhanden waren und auch einen Teil des Pionierdienstes versahen. Diese Truppe stammt aus dem Jahre 1716, wo sie als Miniarbeitswesen Zweig der Artillerie bildete. Später ging aus diesen Truppen das Ingenieur- und Sappeurkorps hervor. Heute gliedert sich diese technische Gruppe in Pionier- und Sappeurbataillone. Die Sappeurbataillone werden nur für den Landdienst, die Pioniere für den Dienst zu Land und zu Wasser gebraucht.

Auch in den Orden und Ehrenzeichen ruht ein großes Stück österreichischer Heeresgeschichte. Der Militär-Maria-Theresien-Orden entspricht in seiner Bedeutung ungefähr dem preussischen Orden pour le mérite. Er wurde von der Kaiserin Königin Maria Theresia nach dem Siege des Feldmarschalls Daun bei Collin gestiftet und wird nur für ganz hervorragende militärische Leistungen verliehen. Der letzte Ritter dieses hohen Ordens, der General der Infanterie, Freiherr Fejérvary de Komlos-Kerejtes, ist vor einigen Monaten gestorben. Das Ordensabzeichen trägt jetzt nur noch der Kaiser Franz Joseph als der Großmeister des Ordens und außerdem gibt es noch zwei „Inhaber“ des Ordens in auswärtigen Staaten, den Grafen Alphonse von Caserta, Prinzen beider Sizilien, und den Herzog Ernst August von Cumberland, Braunschweig und Lüneburg. Die Ordenskanzlei aber mit ihren Würdenträgern besteht weiter. Der kaiserliche österreichische Bevölkerungsdienst wird ebenfalls für militärische Dienste verliehen. Kaiser Franz I. hat

ihm im Jahre 1808 zu Ehren seines Vaters, des Kaisers Leopold II. gegründet. Offiziere, die den Orden auf dem Schlachtfelde erringen, tragen ihn mit der sog. „Kriegsdekoration“. Nur für soldatische Leistungen ist das Militärverdienstkreuz bestimmt. Es wird im Frieden und im Kriege verliehen und ist auf Antrag des Feldmarschalls Grafen Radetzky mit Rücksicht auf die vielen ausgezeichneten Woffentaten der Armee in dem Feldzuge 1848 in Italien von Kaiser Franz Josef gestiftet worden. Diese Auszeichnung hat nur eine einzige Klasse und wird ohne alle Vorrechte verliehen. Für die Mannschaften bestehen Tapferkeitsmedaillen: Die silberne Tapferkeitsmedaille erster und zweiter Klasse und die goldene Tapferkeitsmedaille. In den letzten Tagen sind schon für Woffentaten im Feldzug gegen Serbien derartige Medaillen an Mannschaften verliehen worden. Die Besitzer der goldenen und der silbernen Tapferkeitsmedaillen erster Klasse erhalten lebenslänglich Zulagen; und zwar die erster Klasse die ganze und die letzteren die halbe Röhnung jenes Dienstgrades, in dem sie die Medaille erwarten.

### Kriegskosten in früheren Zeiten.

Wenn auch der Ausspruch des Feldherrn Montecuccoli, daß man zum Kriegführen Geld, Geld und wieder Geld brauche, stets seine Richtigkeit bewiesen hat, so brauchte man doch selbstverständlich in früheren Zeiten bei einem Kriege nicht mit so ungeheuren Summen zu rechnen wie heutzutage. In seinem Buch „Krieg und Kapitalismus“ hat Professor Werner Sombart einige Beispiele für die Kosten eines Krieges im Mittelalter zusammengestellt. Die Gesamtausgaben, die Ludwig IX. für den ersten Kreuzzug aufbringen mußte, beliefen sich auf 1 537 570 Pfund, was für damalige Zeit bereits eine stattliche Summe war. Florenz gab für den Krieg gegen Mastius II. della Scala 600 000 Goldgulden aus, und der sechs Monate währende Kampf mit dem Grafen von Virtu kostete diesen 3/4 Million Florin. 1522 berechnete der gelehrte Doktor Christian Scheurl die Summen, die durchschnittlich zu einer vollständigen Kriegsausrüstung nötig seien, wenn der Krieg sechs Monate dauere, auf 560 000 Gulden. Spanien gab zur Bekämpfung des niederländischen Aufstandes jährlich 2—3 Millionen Goldkronen aus. Diese Summe war größer, als die Jahreseinkünfte der niederländischen Regierung während der Blütezeit ihres Handels gewesen waren. Je größer die Heere wurden, desto kostspieliger wurde natürlich auch das Kriegführen. Die Länder wurden nun bei militärischen Verwicklungen hart mitgenommen. Für Piemont, das im spanischen Erbfolgekrieg besonders schwer zu leiden hatte, wuchsen die Kosten ins Ungemessene. Man hat berechnet, daß in dieser Zeit, d. h. während der Jahre 1700—1713, die Ausgaben so viel betragen, daß auf den Kopf der Bevölkerung 137 Pfund kamen und diese Summe in heutigen Deutschland einem Kostenaufwand von 9 Milliarden Mark entsprechen würde. Die Schäden, die Piemont damals erlitt, sind ziffernmäßig berechnet worden. Danach verursachte der Feind Brände, die einen Wert von 4 184 608 L. verschlangen, nahm Vieh weg im Werte von 1 492 032 L. Was der Feind an Beute aller Art mitnahm, belief sich auf 16 322 235 L. Im ganzen wird der Schaden, der durch den Krieg entstanden ist, auf 37 325 415 L. angegeben. Gewaltig stiegen die Kosten für Kriege und militärische Ausgaben in dem aufstrebenden Staat Brandenburg-Preußen an. Die Kriegsfälle betragen schon unter dem Großen Kurfürsten 2/3 Million Taler, also zwei Drittel der gesamten Staatseinnahmen. Unter Friedrich Wilhelm I., dem „Soldatenkönig“, machten die Ausgaben für Militär und Kriegsschah 86 Proz. aller Einnahmen aus. Sehr groß sind auch die Mittel, die das reiche, aber mit seinem Menschenmaterial geizende England für Kriege aufbringen mußte. Schon für die Zeiten der Lancasters betragen die Ausgaben, die für die Flotte aufgewendet wurden, etwa 50 000 Pfund. In den napoleonischen Kriegen mußte England all seine finanziellen Kräfte anspannen, um seinen Kampf gegen den Weltoberer durchzuführen zu können. In den 14 Jahren von 1801—1814 gab Großbritannien für den Krieg mehr als 13 Milliarden Mark, jährlich durchschnittlich gegen 900 Millionen Mark aus. Da das Land damals 10—12 Millionen Einwohner hatte, so betrug der Kriegsaufwand für den Kopf der Bevölkerung 80 bis 90 Mark. Wollte man diese Zahlen auf das heutige Deutschland übertragen, so käme man auf einen Heeresetat von etwa 6 Milliarden Mark.

### Vermischtes.

\* Das Bureau Reuter — eine deutsche Gründung. In der Ausbreitung des Bogenhebes, das jetzt über die ganze Welt gespannt wird, um die deutsche Wahrheit anzuhalten, spielt bekanntlich das englische Bureau Reuter die Hauptrolle, da es nicht nur über ganz Großbritannien, sondern auch über alle englischen Kolonien hin verbreitet ist und so das Ohr der nicht-deutschen Welt für sich hat. Nun ist es interessant, daran zu erinnern, daß dieses durch seinen Deutschenhaß berühmte Telegraphenbureau eine deutsche Gründung ist. Der Schöpfer des Bureaus, Paul Julius Reuter, der 1871 sogar in den Freiherrnstand erhoben wurde, wurde 1821 zu Kassel geboren und ist 1899 in Nizza gestorben. Nachdem ihm weder bei einer Bank in Göttingen noch als Buchhändler in Berlin der Weizen geblüht hatte, ließ er sich 1840 in Aachen nieder, wo damals die preussische Regierung dem Publikum die erste telegraphische Verbindung mit Berlin zugänglich machte. Der kluge Gedanke, nimmere eine schnelle Nachrichtenvermittlung von Aachen aus nach Berlin und nach Belgien einzurichten, ist aber nicht von Reuter ausgegangen, sondern von dem berühmten deutschen Physiker Gauß, der Reuter die Anregung zur Einrichtung eines Telegraphenbureaus gab. Reuter hatte sich zunächst einer Briestaubenvost bedient, um den Zeitungen und Banken Nachrichten zuzuführen. Mit der Ausbeutung des Drahthebes und der immer stärkeren Einbürgerung der Telegraphie behnte sich sein Unternehmen aus, und schon zwei Jahre nach der Gründung in Aachen verlegte er sein Hauptbureau nach London, wo er dann dauernd seinen Wohnsitz genommen hat.

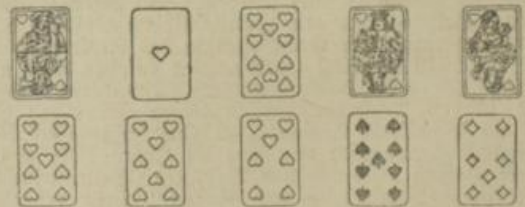
### Büchertisch.

— In eine „Kriegs-Lese“ hat sich die rühmlichst bekannte, volkstümliche Zeitschrift „Die Welle“ ungewohnt, und die wöchentlich erscheinenden, zeitgemäß ausgestatteten Hefte geben für die Gegenwart und für künftige Geschlechter eine genaue Chronik des großen Krieges. Das Blatt enthält zahlreiche z. T. aktuelle Bilder, Kriegserzählungen, Gebichte und Karten und gibt in seinen wöchentlichen Lieferungen, die samt Preis von 10 Pfg. pro Heft erhältlich sind, für jedermann eine lebende Erinnerung an die denkwürdigen Tage des Jahres 1914. Probestummern gegen Einsendung von 15 Pfg. vom Verlage, Stuttgart, Schloßstr. 84.

— Neuerscheinungen von Reclams Universal-Bibliothek (September 1914) (Verlag Frl. Reclam jun. in Leipzig). Nr. 5701. Elisabeth Dautendes, Ein Abend und andere Novellen. Geh. 20 Pfg. — Nr. 5702. Reglement über die Ausübung der Wahlen zum Preussischen Hause der Abgeordneten nebst den Geschäftsordnungen des Preuss. Herren- und Abgeordnetenhauses. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Bannier. Geh. 20 Pfg., in Leinen 60 Pfg. — Nr. 5703. 5704. Anton von Persall, Der Trubenstein. — Der Bräutigam. Zwei Erzählungen. Geh. 40 Pfg., in Leinen 80 Pfg. — Nr. 5705. Otto Ludwig, Die Torgauer Heide. Vorspiel zum historischen Schauspiel Friedrich II. von Preußen. Mit einer Einleitung von Max Grube. Geh. 20 Pfg. — Nr. 5706. Peter Robinson, Die drei Köpfer und andere Humoresken. Geh. 20 Pfg. — Nr. 5707. Hermine Billinger, Der Nachkomme. — Die erste Schuld. Zwei Novellen. Geh. 20 Pfg. — Nr. 5708—5710. Prof. Dr. W. Halbfaß, Das Süßwasser der Erde. (Wörter der Naturwissenschaft.) Herausgegeben von Professor Dr. Siegmund Günther. 24. Band. Mit einem Porträt, 14 Tafeln und 13 Abbildungen im Text. Geh. 60 Pfg., in Leinen 1 M., in Leder oder Halbleder 1,75 M. — Nr. 5711. Kriegslieder. Gesammelt und herausgegeben von Georg Richard Kruse. Geh. 20 Pfg., in biegsamen Tafeln-Einband 40 Pfg.

### Stat-Aufgabe.

Vorhand spielt Coeur-Solo mit folgenden Karten:



Obgleich ein Wenzel und ein AS im Stat liegen, geht das Spiel verloren. — Wie sah die Karten und wie wurde gespielt?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:

Dater, Dofet.